

Nur hätte ich mir nie vorstellen können, dass es zuerst bei ihr der Fall sein würde.

Ein paar Tage danach habe ich deprimiert meinen Koffer gepackt. Unterwäsche, Socken. Mehrere Exemplare meiner Bücher und Manuskripte von Schülern aus meinem Schreibworkshop.

Normalerweise packe ich freudig erregt.

Und normalerweise setzt in dem Augenblick, in dem das Flugzeug abhebt, auch meine Seele zum Steigflug an.

Wie leben Sie mit den Interpretationen und Analysen, die über Ihre Bücher angestellt werden?

Take it easy. Ehrlich. Das ist doch das Schöne an Literatur, dass mit jedem Lesen das Buch irgendwie neu geschrieben wird, oder? Das ist aus meiner Sicht vollkommen in Ordnung. Außerdem, was kann ich denn machen? Jeden Käufer aus dem Buchladen bis nach Hause verfolgen und zu ihm ins Bett schlüpfen, um sicherzugehen, dass er das Buch auch versteht?

Ich sage mal ganz einfach: Alle sind herzlich eingeladen, meine Bücher zu lesen, wie es ihnen gefällt.

Alle, bis auf eine bestimmte Sorte von Akademikern.

In der Regel aus der Literaturwissenschaft.

Manchmal sind sie auch unter den Kulturwissenschaftlern zu finden oder bei den Gender Studies. Die Rede ist von Leuten, die durch die vollkommen verquerten Karrieremechanismen der Universitäten abgerichtet worden sind, sich auf eine sehr spezielle Nische zu konzentrieren. Unermüdlich veröffentlichen sie Fachaufsätze, die die immer gleiche Forschungsfrage untersuchen. Und nötigen obendrein ihre Studenten, genau denselben Quadratmeter abzugrasen. Sie machen das schon so viele Jahre, dass sie nicht mehr in der Lage sind, ein Buch anders zu lesen als durch ihr eigenes Forschungsprisma, das schmal wie ein Felsspalt ist.

Ich bin mal zu einem solchen Kongress theoriebewehrter Akademiker eingeladen worden.

Habe mich, zugegebenermaßen, über die Einladung gefreut. Künstler sind auf Anerkennung angewiesen wie Forscher auf Beweise. Am Eingang zum Gebäude der Geisteswissenschaften habe ich sogar die Ankündigung fotografiert, auf der mein

Name stand, und das Foto meinen Eltern geschickt, um ihnen eine Freude zu machen.

Aber dann sind, auf dem Kongress selbst, einer nach dem anderen promovierte und habilitierte Menschen ans Rednerpult getreten und haben meinem Buch systematische Lesarten aufgezwungen. Und das alles in einem autoritativen, besserwisserischen Ton, dass ich mir wie der letzte Simpel vorkam. Ich wurde immer kleiner dort auf meinem in der ersten Reihe für mich reservierten Stuhl, und mit jedem weiteren gelehrten Satz, der von der Bühne kam, verkroch ich mich mehr in mich selbst. Der Kopf verschwand in den Händen, die Hände verschränkten sich vor der Brust, die Brust wurde eins mit dem Bauch, bis ich am Ende ganz verschwunden war und der Diskussionsleiter sich in meinem Namen entschuldigte, dass es mir aus persönlichen Gründen unmöglich gewesen sei, an dem Kongress teilzunehmen.

Lässt sich vom Schreiben leben?

Ich gerate immer ins Stottern, wenn man mir diese Frage stellt. Erwähne, dass ich auch Schreibworkshops gebe. Lasse fallen, Dikla sei leitende Projektmanagerin in einem großen Unternehmen.

Manchmal aber bleibt mir keine andere Wahl und ich erzähle die Geschichte von Herschele Ostropoler, den die Mutter losschickt, Milch vom Krämer zu besorgen. Als er aus dem Laden tritt, beschleicht ihn die Furcht, die Milch könnte sauer sein, weshalb er einen ordentlichen Schluck davon nimmt, ehe er weitergeht. Doch dann bekommt er erneut Angst, die Milch könnte beim Gehen umgekippt sein. Und nimmt noch mal einen Schluck. Nur um sicherzugehen. Er geht also weiter, hält inne, trinkt, und immer so fort, bis er zuhause angekommen ist. Nur, um von Neuem losgeschickt zu werden, Milch zu besorgen.

Soweit mir bekannt, gibt es keine solche Geschichte von Herschele Ostropoler. Es ist bloß eines dieser jiddischseligen Ablenkungsmanöver, bei dem am Ende alle verständnisvoll lächeln, obwohl ihnen die Moral von der Geschichte nicht klar ist.

Ich mache Verrenkungen, verbiege mich, nur um nicht mit der schlichten, beschämenden Wahrheit herausrücken zu müssen:

Wir können uns nicht beklagen. Das heißt, wirtschaftlich.

Als ich damals überlegt habe, die Werbeagentur zu verlassen, um mich ganz aufs Schreiben zu konzentrieren, habe ich zu Dikla gesagt, hör zu, wir werden uns

einschränken müssen.

Sie war gerade schwanger. Unsere erste Schwangerschaft, mit Shira. Nicht das optimale Timing also für ein solches Gespräch.

Trotzdem hat sie sofort gesagt, dann schränken wir uns eben ein.

Ich erinnere mich noch genau an diese Unterredung, Wort für Wort. Weiß noch, wo wir gesessen haben: in der kleinen Küche unserer Mietwohnung in der Straße der Kinder von Teheran. Auf wackligen Klappstühlen.

Erinnere mich noch, was sie anhatte: eine weiße Tunika mit Knöpfen und Band, das unter der Brust geschnürt wurde. Und schwarze Leggings.

Erinnere mich sogar noch, was auf dem Teller war, der zwischen uns stand. Gesalzene Sonnenblumen- und Kürbiskerne. Mit Beginn der Schwangerschaft hatte Dikla einen unstillbaren Heißhunger nach Kernen und überall in der Wohnung standen kleine Schüsseln für die Schalen.

Bist du sicher?, habe ich gefragt.

Darf ich dich daran erinnern, dass du keine Prinzessin aus Savyon geheiratet hast, hat sie geantwortet. Was auch Vorteile hat. Und außerdem bin ich sicher, das Buch wird ein Erfolg und alles funktioniert.

Und wenn nicht?

Wir kommen schon klar. Hallo, ich bin ja auch noch da. Das ist doch ein Traum, von dem du redest, seit wir uns kennen, zu schreiben.

Okay. Soll ich schnell zum Kiosk, dir noch mehr Kerne holen?

Nachher, hat sie gesagt und mit dem Blick zum Schlafzimmer gedeutet.

Noch mal? Ein Seufzer, als sei ich nicht hochofret.

Das bin nicht ich, hat sie entschuldigend gemeint, das sind die Hormone.

Die Liste der Dinge, die mich an Dikla angezogen haben, ist sehr lang. Dazu gehören auch scheinbar unwichtige Kleinigkeiten, wie etwa der Geruch ihres Shampoos oder dass sie Bowies Videoclips aus den Achtzigern auswendig kannte. Und auch größere Sachen, zum Beispiel, dass sie keine große Flirterin war oder ihre Meinung nicht danach bildete, was in den Wochenendausgaben der Zeitungen stand, und dass sie bei übertrieben harten Gewaltszenen in Fernsehserien nicht wegguckte.

Aber ich glaube, der verborgene Grund, weshalb sie mich wirklich anzog, war, dass sie nichts an mir auszusetzen hatte. Sie hat mich vom ersten Augenblick an einfach akzeptiert und an mich geglaubt. Ohne etwas zu hinterfragen oder mich ändern zu wollen. Genau wie ihr Vater bei den Familienessen in Ma'alot. Der liebevolle Blick, der jedem ihrer Schritte folgte. Die Sanftheit, mit der er »Binti« zu ihr sagte, meine Tochter. Das Auberginenmus mit Sesampaste, das er extra für sie

zubereitete. Die stille aber unübersehbare Bewunderung für jeden noch so kleinen ihrer Erfolge.

Und genauso hat Dikla mich damals geliebt. Vorbehaltlos und uneingeschränkt.

Ich hätte mir niemals vorstellen können, dass ich zwanzig Jahre später, beim Zwischenstopp in Madrid, auf dem Weg nach Kolumbien, immer wieder versuchen würde, sie zu erreichen. Und sie nicht rangeht.

Wie gehen Sie mit Kritik um?

Meine Eltern sind sehr kritische Menschen. Doch nicht im Sinne von Kritik, die einem um die Ohren gehauen wird. Das nun nicht. Aber beide sind Akademiker, und daher erfährt jede Handlung, die in ihrem engeren Umkreis erfolgt, eine genaue Überprüfung, zumeist mit dem Anspruch zu beweisen, dass sie auf einem Irrtum gründet. Schon seit Jahren kommen sie immer montags zu uns, um auf die Enkel aufzupassen. Und viel hat sich im Laufe dieser Jahre verändert. Jedes Mal treffen sie ein bisschen gebeugter ein. Und ein bisschen gefühlsseliger. Mein Vater hat sich einen chronischen Husten zugelegt und meine Mutter hört schon nicht mehr allzu gut. Shira, ihr Augenstern, hat sich ins Internat verabschiedet. Doch noch immer, nach jedem Besuch bei uns, geben sie uns ein Feedback. Mein Vater in einer endlos langen SMS mit Paragrafen und Unterparagrafen und meine Mutter bei einem Telefonat, das in emphatischem Ton beginnt und sich in einer minutiösen Aufzählung aller Fehler fortsetzt, die wir als Eltern machen.

Wer im Glashaus sitzt, möchte ich ihr sagen.

Und halte mich zurück. Aus Achtung vor ihr. Und wegen der Anstrengung, die sie beide auf sich nehmen, um jeden Montag zu uns zu kommen.

Dennoch, wächst man unter solchen Umständen auf, geht einem das Kritische in Fleisch und Blut über. Wird zur zweiten Natur. Strömt durch deine Adern wie eine weitere Art von Blutkörperchen: weiße Blutkörperchen, rote Blutkörperchen und kritische Blutkörperchen.

All das hat mich viele Jahre lang gehemmt, ja wirft mich zuweilen noch immer zurück und in die Tiefe (die Bewegung ist immer zurück und in die Tiefe). Aber es hat mich auch immunisiert. Denn die mörderischsten Kritiken werden in meinem Kopf verfasst, noch ehe das Buch überhaupt erschienen ist. Auch jetzt, beim Schreiben, schieße ich mir selbst ins Knie: Bist du verrückt geworden? Auf Fragen im Internet ehrlich zu antworten? Das wird hinterher für jeden, der dich googelt, bis in alle Ewigkeit verfügbar sein.

Hatten Sie schon mal eine Schreibblockade?

Ein Mal? Jeden Morgen habe ich eine Schreibblockade. Dieses ganze Interview hier ist doch – wenn wir ehrlich sind – bloß ein Versuch, der Schreibblockade bei einem anderen Text beizukommen.

Was ist die größte Herausforderung, die das Schreiben mit sich bringt?

In dem Augenblick, in dem ich anfangen zu schreiben, befällt mich ein starker, unmöglich auszublendender Drang, etwas zu essen. Nach jeder Seite stehe ich auf und gehe in die Küche. Nein, nach jedem Absatz.

Aber mit diesem konkreten Hungergefühl kann man umgehen.

Das Problem ist der andere Hunger.

Ihre Bücher sind sehr israelisch. Verlieren sie nicht etwas bei der Übersetzung in eine andere Sprache?

Wenn ich das wüsste. Die Wahrheit ist, ich habe keine Ahnung. Bei einem Abendessen mit Verlagsleuten in der Türkei zum Beispiel bekomme ich erzählt, sie seien gezwungen gewesen, aus meinem letzten Buch ein paar erotische Szenen herauszunehmen, da Erdoğan's Regime angefangen habe, Verlage zu drangsalieren, die nicht vorsichtig genug seien. Ich bin auf meinem Stuhl sitzen geblieben, als sei nichts gewesen, habe mir, als sei nichts gewesen, einen Sütlaç zum Nachtsch bestellt und gedacht: Wer weiß, wie oft das schon passiert ist, in anderen Sprachen, anderen Ländern, ohne dass sie sich die Mühe gemacht hätten, mich zu informieren.

Ohnehin hat die ganze Sache mit den Übersetzungen etwas Unwirkliches. Du kommst in ein fremdes Land. Journalisten werden in dein Hotel bestellt. Es ist ein Zwei-Sterne-Hotel, hat also keine richtige Lobby. Nur eine Sitzecke mit einem unbequemen Sofa. Du sitzt drei Tage lang auf dem unbequemen Sofa. Und wirst interviewt. Einige der Journalisten kommen von Zeitschriften wie »Quinoa Chic«, »Unshaved Men« oder »Hunde und Schlitten« und scheinen vor allem gut mit der Pressefrau des Verlags befreundet zu sein. Außerdem bemerkst du, oder meinst es zumindest, leichte äußere Ähnlichkeiten zwischen ihnen und ihr, bis dich der Verdacht beschleicht, all die Interviews könnten fingiert sein: Die gesamte